

Das Geheimnis des alten Thomas.

Roman von Kuny v. Panhuy.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Frau Magda sagte nichts mehr, aber man merkte ihr an, daß sie innerlich kein Zota von ihrer einmal gefassten Meinung abwich. Trotzdem aber legte sich ein freundliches, lebenswürdiges Lächeln über ihr Gesicht, da sie nun dem Direktor versicherte, wie glücklich sie sich schätze, daß er sich ihrer so gütig annähme.

„Das Glück ist ganz auf meiner Seite“, entgegnete Bohl galant und fügte dann hinzu: „Lassen Sie sich durch Ihr Mißtrauen nicht hinreißen, Ihrem Kinde noch in letzter Minute ein Glück zu zerbrechen. Meine teure, verehrte, gnädige Frau, behalten Sie Ihre Gedanken über Bernitow für sich, verschließen Sie dieselben fest in Ihrer Brust, es wird sich ja alles aufklären.

Abirgens fällt mir dabei ein, haben Sie Ihrem Diener schon irgend eine Frage bezüglich des Geldes vorgelegt?“

„Aber Herr Direktor, das hätte doch ja wohl kaum einen Zweck gehabt.“

„Aber warum nicht?“ Bohl spielte mit dem Anhänger seiner Uhrkette. „So viel ich weiß, ist Maurer ein altes Faktotum des Hauses, er hing sehr an seinem Herrn, der sicher auch zuweilen über Dinge mit ihm sprach, die nicht gerade mit einem Dienersbespro-

chen werden müssen. Aber dergleichen findet man häufig bei Herrschaften älteren erprobten Dienstleuten gegenüber.“

„Ja“, sagte Frau Magda nachdenklich, „mein Mann war zu Maurer öfters sehr mittheilam.“

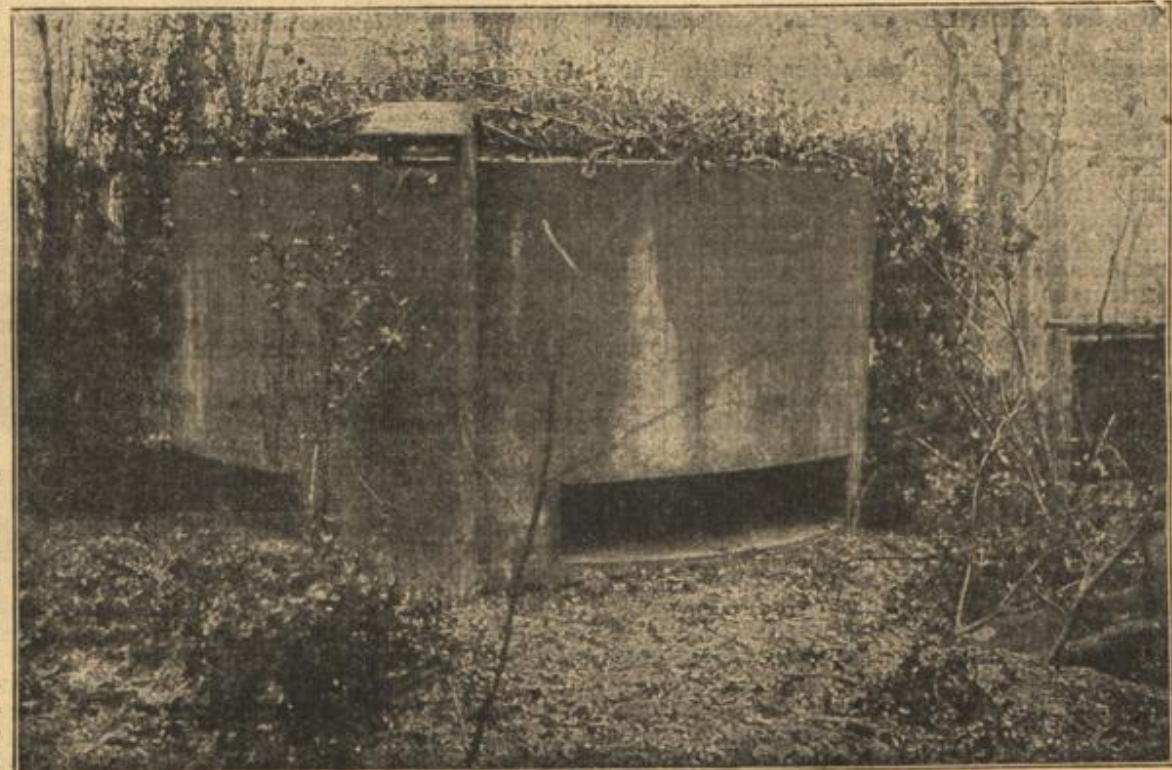
„Nun, sehen Sie! Wenn Sie also gestatten, gnädige Frau, dann lassen wir den alten Maurer hereinkommen und ich fühle

ihm ein bißchen auf den Zahn. Nützt es nichts, dann schadet es doch auch nichts.“

Die schöne Witwe hatte nichts einzuwenden. Ihr war alles recht, wenn sich ihr nur dadurch eine Möglichkeit eröffnete, das Geld wieder zu erhalten. Das Geld, das sie brauchte, um sich gut und elegant zu kleiden, das sie brauchte, um nicht mit jeder Mark rechnen zu müssen. Zudem war Maurer viel zu lange im Hause, als daß man es nötig gehabt hätte, sich zu scheuen, ihn etwas zu fragen, wovon nicht jedermann wissen sollte.

Auf ein Klingelzeichen Frau Magdas erschien der Gewünschte. Sein rasiertes Bedientengesicht zeigte die unbewegliche Miene, die Maurer Frau Magda gegenüber zur Schau trug. Er wußte, daß die ehemalige Baronesse das liebte. Es mochte wohl ein Überbleibsel ihrer Hofdamenzeit sein, eine Erinnerung an gut geschulte Lataien mit erstarrten Gesichtern.

Maurer blieb, eines Befehls gewärtig, an der Tür stehen.



Die „eiserne Wehr“ in der Champagne: Ein deutscher Maschinengewehrturm aus Beton mit Schießscharten und Periskop.

Die gegnerischen Berichte haben schon vielfach die verheerende Wirkung der vertieften und verbletten deutschen Maschinengewehrstände geschildert.

begann Heinrich Bohl jovial, „ich weiß, Ihr verstorbener Herr war Ihnen gegenüber nicht steif und zugeknöpft und es wäre deshalb möglich, daß Sie uns mit einer Auskunft dienen könnten über etwas, was uns, ich meine der Familie Berner und mir, Kopfschmerzen macht.“

Maurers Gesicht hatte seine alte Unbeweglichkeit wieder-

Frau Magda winkte ihm, näher zu treten.

„Herr Direktor Bohl“, sie machte eine leichte Handbewegung zu diesem hinüber, „ist ein Jugendfreund meines Mannes. Er möchte gerne ein paar Fragen an Sie richten, die ich Sie bitte, nach allerbestem Wissen zu beantworten.“

Ein leises Erstaunen malte sich auf dem Gesichte des Dieners, doch eine stumme Verbeugung deutete an, daß er diesen Fragen entgegengehe.

„Mein lieber Maurer“,

gesund, aber innerlich wuchs sein Erstaunen noch. Was mochte nur hinter dieser Rede stecken?

„Ich will mich kurz fassen,“ fuhr der Direktor in gleich liebenswürdigem Tone fort, „und Ihnen verraten, daß der Herr Professor kurz vor seinem Antritt eine große Summe seines Geldes bei der von mir geleiteten Bank in Berlin erhob, und daß dieses Geld spurlos verschwand. Wir müssen nun herausbringen, wo das Geld geblieben ist. Vielleicht hat der Herr Professor irgend eine Auerung zu Ihnen getan, die uns auf die Fährte helfen kann.“ — endete der Sprecher fragend und sah den Diener an.

„Es tut mir leid, Herr Direktor“, erfolgte die prompte Antwort. „Denken Sie einen Augenblick bitte, recht angestrengt nach,“ redete Pohl zu, „vielleicht fällt Ihnen doch etwas ein. Irgend ein Wort oder eine Handlung des Professors, — durch den Verlust des Geldes würden nämlich die gnädige Frau und Fräulein Else sehr geschädigt.“

„Oh“, entfuhr es Maurer bedauernd, es tat ihm wirklich leid, wenn sein geliebtes Fräuleinchen in Sorgen kommen würde. Aber er wußte ja wirklich nichts zu sagen.

Still und grübelnd sah er vor sich hin. „Rein, Herr Direktor“, erklärte er abermals, „ich weiß nichts. Gewiß war der Herr Professor immer nett und freundlich mit mir,“ Maurers Stimme umflorte sich flüchtig, „und er erzählte mir auch zuweilen manches, aber in letzter Zeit war er ziemlich verschlossen.“

„Gibt Ihr Herr Ihnen einen Grund zu seiner Verunsicherung an?“ forschte Pohl unvermittelt.

„Gewiß, er wollte ein Bild für die Galerie ankaufen, auf das man ihn von dritter Seite aufmerksam gemacht.“

Frau Magda wechselte mit Pohl einen schnellen Blick. Weshalb mochte nur der Verstorbene zu allen diese Ausrede von dem Bilde gebraucht haben als Deckmantel für die Reife, die er doch, wie jetzt erwiesen, lediglich unternommen, um das Geld zu holen. Die Witwe hatte wohl recht mit ihrer Auerung vorhin, ihr Mann habe ihr noch nach seinem Tode ein Rätsel zu lösen aufgegeben. Und doch war der Verstorbene im Leben niemals ein Freund der Heimlichkeit gewesen.

„Wissen Sie auch nicht, Maurer, ob der Herr Professor, nachdem er wieder aus Berlin anlangte, irgendeinen Ausgang unternahm, von dem man hier im Hause nichts wußte oder —“

Er konnte seinen Satz nicht zu Ende bringen, ein Laut von des Dieners Lippen ließ ihn innehalten.

Frau Magda und Pohl schauten gespannt auf Maurer, dessen Gesicht verriet, daß ihm eben etwas eingefallen, das vielleicht von Wichtigkeit war.

„Ich weiß allerdings nicht recht,“ meinte er zögernd, „ob das, was ich zu sagen wußte, mit dem Geld was zu tun hat.“

„Immer heraus mit der Sprache, lieber Freund,“ ermunterte Pohl, „der kleinste Hinweis kann für uns von Nutzen sein.“

„Wenn Sie meinen, Herr Direktor. Es ist aber eine komische Geschichte.“ Maurer zerrte an einem seiner Rockknöpfe herum, als müsse ihm aus diesem Spiel eine Erleuchtung kommen, wie er beginnen sollte. Endlich schien er sich darüber klar zu sein, viel reden war Maurers Sache überhaupt nicht. In seiner knappen Art berichtete er nun: Am Morgen nach der Berlinreise sei das Bild des Professors in die Galerie abgeholt worden und als er mit den Leuten, die zu diesem Zwecke gekommen wären, den Salon betreten habe, wo das Porträt stand, hätte er sich sehr gewundert, daß noch eine Flamme brannte. Es mußte jemand abends oder nachts hier gewesen sein, der vergessen hatte, das Licht auszuschalten. Als er, Maurer, dann die Türen öffnete, sah er beim Umdrehen zufällig, wie der Herr Professor, der sich inzwischen eingefunden, mit der Fußspitze ein Papier unter einen Sessel schob.

Hier wurde der Erzählende von einer leichten Verlegenheit befangen, man spricht doch nicht gerne von seiner eigenen Neugier! In diesem Falle aber mußte er sich dazu verstehen.

Maurer gab sich einen innerlichen Ruck und fuhr nach kurzem Zögern fort: „Ich wollte gern wissen, was für ein Papier es gewesen, das augenscheinlich niemand sehen sollte, und als ich mich bückte — mein Herr wandte mir gerade den Rücken zu — und schnell unter den Sessel guckte, da erkannte ich zu meinem Erstaunen in dem Papier einen Tausendmarkschein.“

„Sind Sie dessen sicher?“ fragte Frau Magda mit fieberischer Hast, und Heinrich Pohl sah da, als denke er angestrengt über das Gehörte nach.

„Jawohl, gnädige Frau, ich bin sicher, daß es ein Tausendmarkschein war, der unter dem Sessel lag“, sagte Maurer mit höflicher Entschiedenheit. „Ich mußte dann die Leute mit dem Bild begleiten und als ich in den Salon zurückkam, war der Herr Professor fort, und auch das Geld“, schloß der Diener.

„Sonderbar ist das“, bemerkte Pohl und wendete sich Frau Magda zu, die mit atemloser Spannung Maurers Worten gelauscht hatte.

„Und da fällt mir noch was ein, was wohl mit dazu gehört“, sagte Maurer bescheiden.

Eine Handbewegung des Direktors forderte ihn auf, ungeniert weiterzureden.

Maurer ließ sich auch nicht erst nötigen, sondern erzählte, was er noch wußte. Am gleichen Vormittag, da das mit dem Tausendmarkschein passiert sei, habe ihn das gnädige Fräulein gefragt, ob er in der Nacht im Salon gewesen sei, sie hätte an ihrer Tür vorübergehende Schritte vernommen und dann war es ihr, als ob die Salontür gequiecht hätte. „Die quiecht nämlich schrecklich, trotzdem ich sie oft öfne“, warf der Sprechende erklärend ein.

„Nun und weiter?“ fragte der Direktor überstürzt, während die schöne Frau dem Diener die Worte fast von den Lippen las.

„Weiter weiß ich nicht mehr viel“, entgegnete der Diener.

„Ich laschte das gnädige Fräulein aus und sagte, sie müsse sich geirrt haben, ich hatte so das Gefühl, als dürfte ich ihr nichts von dem brennengebliebenen elektrischen Licht und von dem Geldschein mitteilen. Das Fräulein sagte mir noch, daß weder die gnädige Frau, noch der Herr Professor oder die Mädchen im Salon waren, sie hätte schon alle darum befragt.“

„Sonderbar!“ entschlüpfte es abermals den Lippen Pohls. Er bat Maurer freundlich, auch fernerhin über sein Erlebnis Schweigen zu beobachten und dankte ihm für seine Mitteilung, die vielleicht zur Auffindung des verschwundenen Geldes beizutragen vermöge, dann konnte Maurer gehen.

Kaum hatte der alte Diener das Zimmer verlassen, da sprang Frau Magda empor. Sie vermochte sich nicht mehr zusammenzunehmen und sie wollte auch gar nicht.

„Daraus werde ein anderer klug“, rief sie ärgerlich, „statt klarer, wird das Rätsel immer undurchdringlicher. Die Angaben Maurers sind nicht zu bezweifeln, denn ich erinnere mich, daß mich meine Tochter in voriger Woche fragte, ob ich noch nachts im Salon gewesen.“

Sie ging mit hastigen Schritten durch das Zimmer, wie sie es immer tat, wenn irgend etwas sie aufgeregt hatte.

„Liebe, gnädige Frau, mir geht es ebenso wie Ihnen, ich stehe einem Rätsel gegenüber“, sprach der Direktor nachdenklich, „Ihr Mann holt das Geld, spricht davon, es zum Besten der Familie zu verwenden und schafft das Geld so beiseite, daß niemand eine Ahnung davon hat, wo es sich befindet und in wessen Händen. Jedenfalls suche ich jetzt sofort den Justizrat auf, ich werde mit ihm über alles sprechen,“ und leise setzte er hinzu: „Ihre gütige Erlaubnis natürlich voraussetzend.“

„Um Sie, was Sie für richtig halten, Herr Direktor, ich gebe Ihnen zu allem Vollmacht“, Frau Magda war wieder ruhiger geworden.

„Zu allem, gnädige Frau?“ sagte Heinrich Pohl langsam und bedeutungsvoll und schallhaft klang seine Frage.

„Da Sie ein Freund meines Mannes waren und auch mir ein Freund sein wollen, ja, da gebe ich Ihnen zu allem Vollmacht“, kam es in leichtem Scherz zurück und Frau Magda verwunderte sich dabei, daß sie sich trotz ihrer gedrückten Stimmung von dem Ton, den der Direktor angeschlagen, mitreißen ließ.

„Ich werde mir erlauben, teure, gnädige Frau, Sie eines Tages an diese Worte zu erinnern“, sprach Heinrich Pohl und blickte der schönen Frau tief in die Augen, die mit leichtem Erschrecken den seinen auswichen.

Einen Moment war die weltgewandte Frau befangen, doch nur einen Moment, dann bemerkte sie, daß ja Else dem Besucher noch gar nicht „guten Tag“ gewünscht hätte.

„Ich muß doch gleich mal sehen, wo das Mädchen steht, entschuldigen Sie mich gütigst eine Minute“, rief sie aus und ging.

Der kluge Direktor lächelte. Er wußte ja, daß die schöne Frau das verhängliche Thema vorläufig endgültig abbrechen wollte. Später konnte man ja desto eingehender darauf zurückkommen.

„Else ist gar nicht hier, sie scheint mit Bernitow irgendwo im Garten zu sein“, mit diesen Worten betrat Magda Werner wieder das Zimmer.

„Ich werde Fräulein Else also später begrüßen, jetzt will ich mich auf den Weg zum Justizrat machen“, erwiderte Pohl, „und nicht wahr, gnädige Frau,“ sprach er weiter, „die Erzählung Maurers hat doch Ihr Mißtrauen gegen den Bräutigam Ihrer Tochter verhehrt?“

Frau Magda schüttelte den Kopf. „Ehe ich nicht bestimmt weiß, wo das Geld hingekommen, bleibt mein Verdacht bestehen.“ Aber der Ton, wie sie das sagte, war nicht mehr fest, man hörte schon Zweifel hindurchklingen.

Direktor Pohl empfahl sich mit dem Versprechen, nach dem Besuch bei dem Justizrat wiederzukommen, und abermals neigten sich seine Lippen über die gut gepflegte Frauenhand.

Sinnend blieb die Witwe allein zurück. Was stürmte jetzt alles auf sie ein!

Ihr Lebenswagen war bisher in so ruhigen, sicheren Geleisen gefahren, kein Kopfzerbrechen kam an sie heran und nun plötzlich war alles so anders, so völlig anders geworden.

Mit der Liebe Elses zu Zernikow hatte es angefangen, stellte die einsam grübelnde Frau fest.

Ja, diese Liebe war ihr ordentlich gegen den Strich gegangen. Dem reichen Leutnant Tomwih, über dessen Namen die siebenzadige Krone schwebte, hätte sie freudiger ein Willkommen zugerufen als dem bürgerlichen Ingenieur. Dann kam der jähe Tod ihres Mannes und nun tauchten wie garstige Gespenster gar schon von weitem die Geldsorgen auf, denn wenn die hundertfünfzigtausend Mark sich nicht wiederfanden, so war das für die verwöhnte verzärtelte Frau gleichbedeutend mit Geldsorgen. Bei gutem Zinsfuß brachte das übriggebliebene Geld knapp vierhundert Mark monatlich, berechnete sie, und ihre Augen sahen ganz verflucht ins Leere. Und die Gestalt des eleganten Bankdirektors tauchte vor ihr auf und sie erinnerte sich, wie ihr Mann ihr erzählt hatte, daß Pohl ein kolossales Vermögen sein eigen nenne. Sein nicht allzu bedeutendes Vatererbe sollte er schon als junger Mensch durch geschickte Börsenspekulationen ständig vergrößert haben, und jetzt kamen noch die Einkünfte seiner Stellung dazu.

Warum eigentlich Pohl niemals geheiratet hatte, ging es der Frau durch den Kopf. Er sah vorzüglich aus und war als junger Mensch sehr hübsch gewesen. Und mit einem Male mußte sie ihres Hochzeitstages gedenken. Ein paar Stunden vorher, ehe sie mit Alex Berner vor den Altar treten wollte, brachte ihr Verlobter ihr seinen Freund Heinrich Pohl. Und ganz deutlich sah sie wieder den heißen, bewundernden Blick, mit dem der junge Bankbeamte sie damals gemessen.

Frau Magda ging langsam, als folge sie der Eingebung eines fremden Willens, in ihr Toilettezimmer.

Ein stolzes Lächeln umspielte ihre Lippen. Sie war noch immer schön, und in Heinrich Pohls Augen lag noch immer der heiße, bewundernde Blick.

Es war wohl ganz in ihre Hand gegeben, sich alle Geldsorgen für immer fernzuhalten.

Frau Magda berauchte sich gründlich an ihrem Spiegelbild, ihr toter Gatte, die verschwundenen hundertfünfzigtausend Mark, alles war momentan vergessen.

Frau Magda war eben eine oberflächliche Natur.

Else befand sich nicht, wie ihre Mutter zu dem Direktor gemeint hatte, mit Zernikow im Garten, sondern letzterer hatte in dieser Zeit gerade das Schloßgäßchen aufgesucht und dort zunächst Frau Netter getroffen, worauf es ihm auf deren Rat hin, wie wir wissen, gelungen war, bei Pieter de Ruymers einzudringen. Else hatte er erklärt, daß er im Hotel einige wichtige Briefschaften erledigen müsse und das junge Mädchen war daraufhin in die Galerie gegangen. Übermächtig zog es sie wieder dorthin.

Im Direktorenzimmer war es leer wie fast immer, der Galeriedienst, dem die Aufsicht dieses Zimmers mit unterstellt war, hielt sich selten darin auf, er wußte, es kam niemand, etwas im Direktorenzimmer zu sehen, und allzuviel Interesse, die Porträts der einstigen Direktoren zu besichtigen, die je fünfundzwanzig Jahre oder noch ein wenig länger über die Landesgalerie von Schneidts-Steinungen geherrscht, bezeugte keiner der Fremden, die bewundernd die alte herrliche Treppe anschauten, oder die kostlichen Gemälde eines Franz Hals und Rembrandt anstauten. Die paar Menschen, die sich ins Direktorenzimmer vertraten, blieben nicht allzu lange darinnen.

Von Tränen verschleiert ruhten Else Berners Augen auf den Zügen des geliebten Vaters. „Biel zu früh hast du mich verlassen“, flüsterte sie und ein einziges Mal nur möchte sie seine gute, treue Hand auf ihrem Scheitel spüren. Noch einmal mußte er zu ihr sprechen, sie hätte ihm ja so unendlich viel zu sagen gehabt. Denn der Mutter oft so kühles Wesen verschonte ihr das warme Herzenswort von der Lippe.

Else seufzte leise auf. Überhaupt jetzt, in diesen Tagen, war es schwer, mit der Mutter umzugehen. Direkt unfreundlich war sie zu Walter, der aber trotzdem gleich liebenswürdig blieb. Ihretwegen nahm er sich so zusammen, weil er sie liebte.

Heute sollte des Vaters Jubiläum sein und nun war alles so unheimlich still und er, den man feiern wollte, schlief den letzten Schlaf in der kühlen Erde.

Heute sollte zugleich auch ihre Verlobung sein!

Eine lustige Doppelfeier sollte es werden. Nun würde die Verlobung morgen, Sonntag, stattfinden, aber niemand kam, daran teilzunehmen und nur die gedruckten Anzeigen, die Montag früh wohl hinausflatterten aus der Transevilla in der Alleestraße, erzählten den Freunden und Bekannten und sonstigen sich kritisch-berechtigten glaubenden Menschen, daß sich Professor Berners Einzige verlobt hatte mit einem Manne, den hier in Schneidts niemand

kannte. Und morgen, am späten Abend, reiste der Geliebte wieder nach Berlin, seine Pflicht rief ihn an die Arbeit.

Else ließ traurig das Köpfchen sinken, wie anders hatte sie sich doch noch vor kurzem ihre Verlobung vorgestellt. Zu Hause redete die Mutter von weiter nichts als von der Erbschaft und ob die Telegramme, die das hinterlassene Vermögen des Vaters so niedrig angaben, wohl auf einem Irrtum beruhten.

Else wußte ja noch nicht, daß Direktor Pohl inzwischen schon eingetroffen und mit Frau Magda eine Unterredung gehabt hatte. Doch erfuhr sie es sofort nach ihrer Rückkunft.

Kaum, daß Else ihren Fuß ins Haus gesetzt, flüsterte ihr Maurer zu, die gnädige Frau habe schon mehrmals nach ihr gefragt.

Das junge Mädchen fand die Mutter am Schreibtisch mit Adressenschreiben beschäftigt.

„Für die Verlobungsanzeigen“, sagte sie erklärend, auf ein Häufchen bereits beschriebener Kuverts deutend. „Aber wo warst du nur so lange,“ setzte sie hinzu, „Direktor Pohl war hier und ich suchte dich.“

„Das tut mir leid, Mama,“ erwiderte Else, „ich dachte, ich würde gar nicht vermißt werden, sonst hätte ich hinterlassen, wohin ich gehe. Ich war in der Galerie und habe Papas Bild besucht.“

Frau Magda machte eine gereizte Bewegung. „Du warst doch erst gestern vormittag mit Zernikow dort.“

„Allerdings, aber mir ist's, als könnte ich das Bild gar nicht oft genug sehen,“ kam es leise und versonnen von des jungen Mädchens Lippen, „Papa ist so wundervoll natürlich getroffen und man kann sich in der glücklichen Illusion wiegen, ihn in Wirklichkeit vor sich zu sehen.“

Die blonde Frau drehte sich brüst auf ihrem Stuhle herum. „Ich wünschte ihn tatsächlich in Wirklichkeit zu sehen, damit ich ihn fragen könnte, wo das Geld, das viele Geld geblieben ist,“ ihre Augen blühten und ihr Gesicht sah fast verzerrt aus.

„Was sagte denn Direktor Pohl?“ fragte Else ruhig.

„Was er sagte“, ein höhnisches Lachen klang auf. „Er sagte daselbe, was uns bereits die Depeschen meldeten. Er sagte, daß nur noch einhunderttausend Mark auf seiner Bank lägen und er sagte, daß Papa selbst die Summe von hundertfünfzigtausend Mark vorige Woche abgehoben habe.“

„Das war also, als Papa das letztemal in Berlin war?“ Else schüttelte den Kopf, als hege sie Zweifel.

„Ja“, finstern stieß es die Ältere hervor und dann berichtete sie der Tochter all das, was ihr Direktor Pohl mitgeteilt, ebenso, was sie von Maurer wußte. „Die Sache gestaltet sich immer verwidelter“, schloß sie und auf ihrer Stirn erschien eine düstere Falte.

Das junge Mädchen war den Ausführungen der Mutter mit größter Aufmerksamkeit gefolgt, ohne sie auch nur durch eine Bemerkung zu unterbrechen. — Nun aber nahm sie das Wort: „Ich begreife gleichfalls nicht, was Papa zu der sonderbaren Maßnahme veranlaßte, das Geld so heimlich abzuheben, aber daß es nichts Böses und Häßliches sein kann, was Papa dazu trieb, das steht fest.“ Voll Überzeugung sagte sie es.

„Mir will es absolut nicht gefallen, daß er uns nicht den wahren Grund für seine Reise angab,“ versetzte Frau Magda scharf, „und was soll sein nächtlicher Streifzug in den Salon, bei dem er einen Tausendmarkschein verliert?“ Wieder lachte sie höhnisch: „Zum Besten seiner Familie brauchte er das Geld, gab er Direktor Pohl an, dabei ist das Geld wie vom Erdboden weg-gefallen. Das Testament ist eröffnet, darin steht nichts von dem Gelde, im Hause ist es auch nicht — es bleibt also der Phantasie der weiteste Spielraum, darüber nachzudenken, wo es sein könnte.“

Frau Magda schlug sich vor die Stirn. „Es ist zum Wahnsinnigwerden! Der Justizrat weiß nichts, der Direktor weiß nichts, ich nicht und du nicht, wir alle nicht, nur vielleicht Zernikow“, entschlüpfte es ihr unbedacht.

„Aber Mama,“ Elses Stimme war voll unendlicher Traurigkeit, „das, was du eben sagtest, ist nur durch deine Abneigung gegen Walter zu erklären.“

„Nun ja, Kind,“ Frau Magda lenkte ein, sie dachte an Pohls Worte, „so ist's auch wohl.“ Sie legte ihren Arm um Elses Schultern: „Sieh, ich bin über alles mögliche in Zweifel geraten jetzt, ich weiß nicht mehr, was und wem ich überhaupt glauben soll. Alles ist wirr in mir und durcheinander.“

„Arme Mama“, klang es zärtlich und schnell versöhnt.

Frau Magda war froh, daß Else nicht darauf zurückkam was ihr dorthin so unüberlegt über die Lippen gesprungen, denn ihren Verdacht konnte sie doch nicht mehr vollständig aufrecht erhalten. Die Erzählung Maurers war ja so manches, was sie sich zusammengereimt, über den Hausen. Wenn sie nur die leiseste Ahnung davon hätte, weshalb der Verstorbene sich so heimlicher-weise das Geld von der Bank geholt. Ein bißchen seltsam und verschlossen war er eigentlich schon von dem Tage des Hofballs an, überlegte sie und äußerte das jetzt auch zu ihrer Tochter.



Ein abgeschossener Torpedo.

Das junge Mädchen pflichtete ihr bei und die beiden Frauen vertieften sich nun darein, sich gegenseitig auf die verschiedenen Kleinigkeiten aufmerksam zu machen, die ihnen lehtin an dem Toten aufgefallen. „Jedenfalls ist es am bemerkenswertesten,“ meinte Else, „daß Papa, der trotz seiner langjährigen Leiden vor-



Pferde mit Gasmasken:

Eine französische Munitionskolonne auf dem Weg zur Front.
(Nach einer Abbildung aus „The Illustr. London News“.)

nicht die geringste Spur vom Verbleib des Geldes hatte.

„Als ich dem Herrn Justizrat zuletzt noch über die Beobachtungen Ihres Dieners sprach, gnädige Frau,“ wandte sich Pohl direkt an Frau Magda, „da war es mir, als ob der Herr erst ein leises Erstaunen zeigte und dann mühsam ein rasches Lächeln unterdrückte.“



Torbettentapitän Gantier.

(Mit Text.)

Aber der Direktor hatte sich nicht getäuscht. Im selben Augenblicke, da Justizrat Sern von ihm die Wiederholung der Maurerschen Erzählung vernahm, durchzuckte ihn wie ein Blitz der Gedanke an das von dem Verstorbenen bei ihm niedergelegte verschlossene Kuvert mit der Aufschrift „Mein letzter Wunsch“. Darin

dem niemals vom Sterben sprach, zuletzt oft Todesgedanken hatte und davon redete.“

Ehe Frau Magda noch ihre Meinung darüber ausgesprochen, meldete Maurer den Direktor, der den Damen aber nur berichten konnte, was sie eigentlich bereits wußten, daß auch der Justizrat

bei der darauf folgenden Nachlosregelung, manches bestreudend und unverständlich erscheinend mußte!

Hoffentlich beanspruchten die Damen bald das Porträt des Verstorbenen aus der Landesgalerie, sonst würde die „Lösung des Rätsels“ noch sechs lange Monate hinausgeschoben. So ein bißchen neugierig warder Justizrat inzwischen auch geworden, aber nur ein ganz klein bißchen, nicht mehr, als es sich für sein Amt und seine Würde schickte.

Der Bankdirektor war von Frau Magda gebeten worden, zu Tisch zu bleiben und er nahm diese Einladung mit dem größten Vergnügen an, gewährte es ihm doch eine hohe Freude, so

mußte des Rätsels Lösung ruhen und ihm war es, als klangen ihm noch des Professors Worte im Ohr: „Mein letzter Wunsch darf nicht erwähnt werden, auch wenn Ihnen und meiner Familie nach Eröffnung meines Testaments,



Oberst von Zikorski,

der Leiter des Zentralbüros für Aushebung zum Herresdienst in Polen. (Mit Text.)



Abblösende Infanterie begibt sich durch einen Laufgraben zu den vorderen Stellungen.



Fischerhütte. Nach dem Gemälde von A. Rappis. (Mit Text.)

lange als möglich in der Nähe der heimlich geliebten Frau weilen zu dürfen. Ja, er verspürte fast ein Dankbarkeitsgefühl gegen den toten Jugendfreund, der ihm durch seine letzte, allen so unverständliche Handlung, gewissermaßen die Gelegenheit gab, der schönen verehrten Frau näher zu treten.

Immer mehr wuchs in ihm die Erkenntnis, daß sie die rechte Frau war, mit ihm den ferneren Lebensweg gemeinsam weiterzugehen. Magda Berner hing an Außerlichkeiten und liebte Glanz und sorgloses Wohlleben! Viel dekorativer konnte er ihr das Dasein gestalten, als es der Verstorbene je vermocht hatte. Für sich selbst war Heinrich Pohl nicht allzu anspruchsvoll gewesen, für die schöne Frau aber würde er, wenn sie seinen Namen zu tragen bereit sein sollte, das Geld mit vollen Händen hinauswerfen. Er besaß ja genug davon und verdiente immer neues. Buntfarbene Träume umgaukelten ihn wie leuchtende Tropenvögel, und während er im Salon der Allee-Strassenvilla mit Mutter und Tochter die Zeit bis zum Mittagessen, zu dem man auch Walter Zernikow erwartete, hinbrachte, entwarf er Pläne für die Zukunft und betrauerte sich daran, und in seinen Augen war ein jugendliches Leuchten, wenn sie sich auf Magda Berner richteten.

„Liebe Mama, ich meine, wir wollen auch das Bild aus der Galerie zurückfordern“, sagte Else plötzlich unvermittelt, sich ihrer Mutter zuwendend. Heinrich Pohl ward aufmerksam und Frau Magda erklärte ihm, um was es sich handele und meinte dann erwidern zu Else, das mit dem Bild habe ja noch Zeit, es wäre wichtiger, erst mal in der geheimnisvollen Geldsacke Klar zu sehen.

„Aber Mama, beides hat doch nichts miteinander zu tun“, entgegnete das junge Mädchen verwundert und auch ein wenig verlezt.

„Gewiß hat das etwas miteinander zu tun“, kam es kühl über die Lippen der schönen Frau, „wir müssen wohl zunächst die Gewißheit haben, daß Papa nichts getan hat, woran uns vielleicht später der Anblick seines Bildes unangenehm mahnen könnte.“

„Mama!“ Wie ein Schreckensruf klang es auf.

Magda Berner zuckte die Achseln: „Ich will das Bild jedenfalls nicht sehen, ehe sich alles geklärt hat.“

„Aber Papa sprach mehrmals zu mir davon, wieviel ihm daran läge, daß sein Bild wieder in unsere Hände zurückkehre“, versetzte Else schnell, wie eine dringende Forderung lag es in ihren Worten.

Übermals zuckte Frau Magda die Achseln: „Wir werden ja sehen, vorläufig müssen wir abwarten, ob das verschwundene Geld sich wieder vorfindet.“

„Davon machst du doch nicht die Rückforderung des Bildes aus der Galerie abhängig?“ flüsterweis fast zwang sich der Satz aus dem Munde des Mädchens.

Die schöne Frau nickte: „Zarwohl! Bleibt das Geld verschwunden, mag ich auch den Mann nicht sehen, der so schlecht für uns gesorgt.“ Hart, gleichsam jeden Widerspruch ersäufend, klang es.

(Fortsetzung folgt.)

Das Telegramm.

Nach dem Norwegischen von Hans G. S. S. S. S.

(Nachdruck verboten.)

Sold ein gemeiner Schurke! Major Brinkmann war wütend. Ein einziges Mal in seinem Leben hatte man es gewagt, ihn zu beleidigen. Das war nun viele Jahre her. Aber noch war ihm der Tag deutlich in der Erinnerung.

Da hatte Leutnant Durlach in Gegenwart aller Offiziere des Regiments mit lauter Stimme erzählt, er, Brinkmann, damals Unterleutnant, sei ein Schnellläufer ersten Ranges, und deshalb sei er mit heißen Knochen aus dem Buren-Feldzug zurückgekommen. Als Durlach die Wirkung seines Scherzes auf Brinkmann erkannt, hatte er sich sofort entschuldigt, und damit erachteten alle anderen Offiziere die Angelegenheit für erledigt. Nicht so Brinkmann. Erst nach vielen Jahren überwand er sich so weit, die Beleidigung zu verzeihen und auch fast zu vergessen.

Daß er endlich verziehen hatte, bewies er dadurch, daß er der Verlobung seiner Tochter mit Durlachs einzigem Sohn nichts in den Weg legte.

Doch einen Tag, nachdem er seine Zustimmung gegeben hatte, hörte der Diener ihn wie einen Rasenden brüllen: „Nein, und tausendmal nein!“

Von wem anders als von Major Durlach konnte das Telegramm gekommen sein, das der alte Herr in der Hand hielt, und dessen Wortlaut war: „Schnellläufer, Bur. Major ausgebrochen.“

„Jahn!“ rief der Major mit Donnerstimme, „Jahn!“

Der frühere Korporal trat ein und machte „Honneur.“

„Wenn Karl Durlach kommt, so weise ihm die Tür.“

„Zu Befehl, Herr Major!“ und er machte kehrt.

„Jahn!“ Der Diener kehrte sich um und stand stramm.

„Wenn Major Durlach kommt, so wirf ihn hinaus!“

„Zu Befehl, Herr Major!“

Als der Diener die Tür erreicht hatte, wurde er durch ein donnerndes „Jahn“ nochmals zum Stehen gebracht:

„Wirf ihn die Treppe hinunter! Für jeden Fußtritt bekommst du zwanzig Mark.“

„Aber bester Vater, ich begreife wirklich nicht . . .“

„Das ist auch nicht nötig!“ unterbrach der Major seine Tochter. „Das Einzige, was du zu begreifen hast, ist, daß du niemals Frau Karl Durlach werden wirst.“

„Aber warum denn nicht? Warum darf ich Karl nicht wenigstens holen lassen, damit er eine Erklärung . . .?“

Der Major sah seine Tochter mit einem beängstigend wilden Blick an. Dann ging er mit langen Schritten an die Wand, nahm einen Reitersäbel herab, prüfte an dem Nagel die Schärfe der Klinge, wie man ein Rasiermesser prüft, und sagte mit einem blutdürstigen Lächeln: „So rufe ihn, wenn du sehen willst, wie ich ihm zur Aber lasse.“

„Aber, bester Vater!“ Sie hing an seinem Halse und streichelte ihn, „bist du denn ganz von Sinnen?“

Es war auch gar nicht nötig, Karl holen zu lassen. Jahn trat ein und war so bestürzt, daß er Honneur zu machen vergaß, als er meldete: „Herr Karl Durlach — und ich kann nichts dazu tun.“

„Ich befehle dir, ihn hinauszumessen!“ brüllte der Major.

„Das tat ich, Herr Major, aber er will nicht gehen.“

„So wirf ihn hinaus!“

„Er ist zu stark, Herr Major, er hat mich rausgeworfen.“

Hier wurde Jahn unterbrochen durch einen breitschulterigen, sonnengebräunten Offizier, der zur Tür hereinstürmte. „Guten Tag, Herr Major. Was ist denn mit Ihrem Burschen los? Er versuchte, mich vor die Tür zu setzen. Ich möchte ihm doch sagen . . .“

Hier verstummte der junge Offizier, der nun erst die kriegsrische Ausrüstung seines zukünftigen Schwiegervaters bemerkte. „Wollen Sie ins Feld ziehen? Und warum weint Else? Sind Sie im Begriff, ein Theaterstück einzustudieren?“

„Es könnte leicht ein Trauerspiel werden, wenn Sie nicht sofort mein Haus verlassen!“ zischte der Major. „Hinaus!“

Karl sah erst den Major an, dann den Burschen.

„O weh! alle beide“, murmelte er und fügte dann laut hinzu: „Ja, aber ich verstehe nicht . . .“

„Hinaus, sage ich, verstehen Sie nicht Ihre Muttersprache?“

„Ja, gewiß“, antwortete der Gast verblüfft, „aber dürfte ich nicht um eine Erklärung bitten . . .?“

„Fragen Sie Ihren Vater! Fragen Sie den Major Durlach!“ schrie der Major mit einer Stimme, daß die Scheiben klirrten. —

„Das kann ich sofort tun, ich habe ihn soeben im Klub verlassen. Soll ich ihn hierherbringen?“

Diese Worte riefen bei Brinkmann eine Wirkung hervor, daß er einem Schreckkrampf nahe war. „Jhn hierherbringen!“ brüllte er und machte mit dem Säbel einen Ausfall gegen den unglücklichen Jahn, der rasch seine Nase in Sicherheit zu bringen suchte. „Jhn hierherbringen! Ja, ja, bringen Sie ihn nur her, und bestellen Sie gleichzeitig einen Sarg für ihn!“

Zum großen Erstaunen des Sohnes vermochte sein Vater Brinkmanns merkwürdiges Benehmen nicht zu erklären.

„Das ist mir ganz unbegreiflich“, sagte er. „Wir stießen einmal aneinander, aber das ist lange aus der Welt geschafft. Wir wollen zusammen zu ihm gehen.“

Bei ihrer Ankunft fanden sie den Major in etwas ruhigerer Verfassung. Sein Zorn über des andern Telegramm war allerdings noch lange nicht verblaßt, doch als er ihn eintreten sah, war er völlig sprachlos über diese Frechheit. Endlich brachte er die halb erstikten Worte hervor: „Wie können Sie es wagen, sich hier zu zeigen, Sie elender Ehrabschneider!“

„Wahrhaftig“, flüsterte der Major, „es ist schlimmer, als ich es erwartet habe. Aber was gibts denn, bester Major?“ fügte er laut hinzu.

„Was es gibt, fragen Sie? Haben Sie die Beleidigung vergessen, die Sie mir einst zufügten? Und nun wiederholen Sie sie in diesem Telegramm.“

Der Major warf die Depesche über den Tisch hin seinem Kameraden zu, und dieser nahm sie auf und las.

„Und dieses Telegramm soll ich abgesandt haben? Wie können Sie das glauben, nach dem, was sich nun in unsern beiden Familien zugetragen hat?“

Karl nahm die Depesche, las sie und brach plötzlich in ein lautes Lachen aus, das die Wände erzittern machte.

„Zunger Mann“, sagte Brinkmann in vorwurfsvollem Ton, „haben Sie so wenig Ehrgefühl . . .?“

„Haha, haha“, fuhr Karl fort, und die Tränen rannen ihm über die Wangen. Endlich gewann er wieder Macht über seine Stimme und rief den Burschen herbei. „So, so, Sie spielen auf der Rennbahn?“ sagte er zu dem Diener.

Jahn gab es zu und erzählte, daß sein Vetter es eigentlich für ihn täte.

„Ja, aber hier ist ein Telegramm für Sie. Warum haben Sie es dem Herrn Major gegeben?“

Jahn schüttelte verwirrt den Kopf, doch Brinkmann unterbrach: „Ich habe es selbst an der Tür abgenommen.“

„Ach so“, erwiderte Karl. „Ja, das erklärt das Ganze. Aber es ist an Jahn adressiert und berichtet ihm, der ‚Schnelläufer‘ sei Nr. 1 geworden, der ‚But‘ Nr. 2 und der ‚Major‘ sei ausgebrochen.“

Der Major nahm das Telegramm und las die Adresse. Sie lautete wirklich: „An den Korporal Jahn, per Adresse Herrn Major Brinkmann.“

„Jahn!“ brüllte dieser. „Hastest du auf den ‚Major‘ gesetzt?“

„Jawohl, Herr Major.“

„Nun, ich werde deinen Verlust bezahlen. Geh nun, und hole uns etwas zu trinken.“ Während die versöhnten beiden Kameraden einander die Hand schüttelten, daß sie knackten, benützte Karl die Gelegenheit, Esse zu küssen.

Die Radiumuhr.

Von Julius Sagenhoven.

(Nachdruck verb.)

Das war nichts als „Zufall“, reiner Zufall, sagen kurzweg die Menschen, wenn sie sich irgend etwas Seltsames nicht zu erklären vermögen. Würden sie sich jedoch der Mühe unterziehen, ein klein wenig tiefer zu denken, dann würden sie gar bald inne werden, daß bei allen Ereignissen die göttliche Vorsehung, und nicht der blinde Zufall die Hand im Spiele hat, und daß nichts geschieht, aber auch gar nichts, was nicht schon seit Ewigkeiten her seine weltliche Bedeutung in sich schließt.

Es ist noch gar nicht allzu lange her, als auch ich jedesmal ungläubig den Kopf schüttelte, wenn mir jemand die eben angeführten Behauptungen aufzudringen versuchte. Jene Dinge waren auch mir bis vor kurzem noch spanische Dörfer geblieben, welche keinen allzu besonders günstigen Reiz auf mich auszuüben vermochte. Ohne das Geschehnis mit der „Radiumuhr“ wäre es wohl schwerlich jemand gelungen, mir eine andere Meinung beizubringen und wenn er gleich die Beredsamkeit eines Demosthenes besessen hätte.

Vielleicht ist dieser oder jener nun geneigt, mich für eine drehbare Wetterfahne zu halten, wegen meiner raschen Sinnesänderung, und weil ich mich durch ein von außen herantretendes Ereignis so mir nichts dir nichts aus dem Sattel meiner Überzeugung werfen ließ.

Lieber Leser, möchte ich zu demselben sagen, ich habe meine triftigen Gründe, so zu sprechen, und wenn du ein wenig Zeit für mich übrig hast, will ich dir gerne erzählen, wie alles kam.

Drei gute Rahensprünge vor unserer Stellung spazierte noch vor einigen Wochen ein frisch aufgeworfener Schützengraben in den. . . Bald hinein, hinter dessen eisenbepanzerten Schießscharten heißblütige, breitmaulige Gurtbas und heimtückische, glattrasierte Kanadier standen, welche, wie man so zu sagen pflegt, mit allen Hunden geheßt und mit allen Wässern gewaschen waren. Deshalb hieß es auch hier doppelt streng auf der Hut sein, wie nirgends sonstwo auf der Front hin und her. Es verging ja fast kein Tag, der uns nicht eine neue Überraschung gebracht hätte, welcher es immer schußbereit gegenüberzutreten galt, wenn wir uns nicht überbieten lassen wollten.

List wider List, Entschlossenheit wider Entschlossenheit, das war die ständige Losung in unserem Kampfabschnitt. Wehe dem, dreimal wehe, der bei uns nicht stets die mit dem Himmel abgeschlossene Rechnung mit im Tornister herumschleppte!

War doch keiner sicher, auch gar keiner, ob sich ihm nicht plötzlich, ganz unvorhergesehen, das Verhängnis nahen könnte. Schon mehr wie einmal ging ja „Vetter Hein“ haarfisch an unserem Grabenrand hin und drohte uns mit der blinkenden Sippe.

Erst vor drei Tagen war's, da kam eine stattliche Anzahl Indier mit hochgeschwungenen Händen auf uns zu. Überläufer, dachten wir und senkten vertrauenselig die Waffen. In diesem Augenblick zogen die braunen Teufel in Menschengestalt blühschnell ihre langen, blinkenden Messer hervor, um sich wie gereizte Schlangen auf uns loszustürzen. Wer mag es wissen, wie es uns ergangen wäre ohne die verblüffend wirkende Geistesgegenwart unserer Maschinengewehrkompanie, welche wie es schien, auf diese Wendung gewartet hatte.

Den noch übrig gebliebenen Söhnen Buddahs schien jenes Abenteuer tüchtig auf die Nerven gegangen zu sein, was uns die tiefe Ruhe, die seitdem zwischen den Gräben herrschte, voll auf bestätigte. — Obwohl wir ja dem seltsamen Frieden gar nicht recht zu trauen vermochten, legten wir uns doch eines Abends mit sehr schwacher Sicherung nieder, um einmal wieder recht tüchtig und gründlich auszuschlafen. Nach all den vorausgegangenen Kämpfen

und Anstrengungen war es ja leicht begreiflich, wenn jeder von uns sich besonders nach Ruhe und Entspannung sehnte.

Kaum hatte ich mich in dem mollig warmen Heu vertrocknet, da sah ich mit einemmal im Traum einen riesigen Uhrenzeiger aus dem feindlichen Graben emporwachsen, welcher immer größer und größer wurde, bis die Spitze allmählich in den Wolken verschwand. Alsdann tauchte am Himmel die gigantische Ziffer Zwölf auf, an die sich der riesige Zeiger langsam, ganz langsam heranpirschte. Wie er sie beinahe berührte, fiel er plötzlich mit einem mächtigen Schlage um, worauf ich schweißgebadet erwachte und emporschnellte, wie von einer Tarantel gestochen. Gleichzeitig, da ich die Augen aufschlug, legte sich ein banger seltsamer Druck auf mein Herz, welchen ich nicht mit irdischen Worten zu beschreiben vermag. So sehr ich mich auch dagegen wehrte, ihn zu bemeistern, gelang es mir doch nicht, seiner auf die Dauer Herr zu werden. Ich fühlte klar und deutlich, daß etwas Dunkles, Schweres im Anzug begriffen wäre, dessen Namen ich vergeblich in meiner armen Sprache suchte.

Als der Druck immer beklemmender wurde und enger, da sprang ich hinaus ins Freie. In diesem Augenblick war es mir, als nähme mich jemand ganz sanft bei der Hand, um mich mit sich fortzuziehen. Ich folgte willenlos, wie hypnotisiert, bis ich endlich dicht vor dem englischen Graben lag, wo ich aus meinem Dämmerzustand gerade erwachte, als ein Offizier leise jemand in englischer Sprache zuflüsterte, in fünfzehn Minuten sollen die deutschen Stellungen durch eine unterirdisch angelegte Minenanlage vollständig in die Luft gesprengt werden.

Schon wollte ich meinen Revolver herausreißen, den ich immer am Gürtel trug, da fielen mir meine Kameraden ein. Was hätte ihnen der Tod eines einzelnen dort genügt? —

Währenddem ich mich nun sachte über die Brustwehr beugte, sah ich vor mir eine hellauflauchende großzifferblättrige Radiumuhr liegen, welche der Offizier offenbar hierherlegte, um vor der Sprengung noch irgend etwas zu besorgen.

Ohne eigentlich recht zu wissen, was ich tat, griff ich nun blühschnell nach dem großen, silbernen Bügel und drehte die Zeiger ebenso rasch zehn volle Minuten hinter die augenblickliche Zeit zurück. Darauf eilte ich, so schnell als mich die Füße trugen, wieder zu meinen Kameraden, sie vor der bevorstehenden Katastrophe zu warnen.

Wie bald hernach der Offizier wieder aus seinem Unterstande trat, da waren wir mit unseren Maschinengewehren längst schon über allen Bergen und warteten im hintersten dritten Reservergraben, bis die Zeiger der Radiumuhr langsam auf Zwölf rückten, und die explodierende Mine ein klaffendes Tal in unseren Graben gerissen hatte.

In dem aufwirbelnden Rauch und Qualm stürmten wir alsbald wieder vorwärts und nahmen ohne jegliche Gegenwehr den überraschten Offizier mitsamt seiner Radiumuhr gefangen, die heute noch wohlbehalten in unserem Unterstande hängt, um uns nun pünktlicher die Zeit anzuzeigen, wie damals den so schlan überlisteten Engländern.

Fürs Haus

Die Eiernot, die nicht abzustreiten ist, verlangt eine größere Hühnerhaltung. Vorausichtlich wird sie auch nach dem Krieg nicht so bald verschwinden, da große Landbestände, die bisher für die Lieferung der Eier in Frage kamen, durch den Krieg verwüstet sind. Rumänien allein kann es nicht schaffen, ebenso Südrußland, Galizien, Polen usw. sind auf lange Zeit vollständig von der Lieferung ausgeschlossen. Deshalb heißt es möglichst bald an einen großen Hühnerbestand von Legehühnern zu denken. Neben den Italienern sind die Minoras die geeignetste Rasse hierfür. Sie sind schon bei uns gut eingebürgert, wet-



terfest und legen nicht nur viele, sondern auch sehr große Eier. Dabei ist ihr Fleisch etwas besser als das der Italiener. Die schwarzen, schön gebauten Tiere mit ihren großen Kammern schmücken auch sonst den Hühnerhof, und deshalb seien sie zur Zucht bestens empfohlen.

Korvettenkapitän Gantier, der Führer des deutschen Torpedoboots-gehwaders, das am 21. April in den östlichen Kanal und gegen die Themse- mündung vorstieß, die englisch-französischen Kanalfestungen Dover und Ca- lais aus nächster Nähe mit 650 Schuß wirkungsvoll unter Feuer nahm und dann nochmals auf den Kanalausgang vorstieß, wo es ein scharfes Gefecht gegen eine größere Anzahl von feindlichen Zerstörern zu bestehen hatte.



Dem Lehrer das Eisene Kreuz.

„Und Sie, Herr Lehrer, bekommen diese Aus- zeichnung, weil Sie Ihre Friedensstätigkeit auch mit Erfolg fördern und den Feinden kräftig das Fell versohlen!“

Der Lehrer des Eisernen Kreuzes, mit dem weit herabreichenden Dach, dem Walmen vorne und seiner Strohbefüllung. Um die Hütte herum allerhand Fischereigeräte, große und kleine Netze, zum Trocknen aufgehängte und ausgespannte Netze. Im Vordergrund der Fischer, gerade vom Fang zurück, seine Beute ausladend, und dazu der unvermeidliche Jäger oder Schäfer, der gerade dazukommt, weil er sonst nichts zu tun hat und gern in seinem sonst so einsamen Dasein auch eine „Ausprache“ hätte. Man sollte das Bild eigentlich in Farben sehen. Es müßte eine Landschaft voll lauter Lichtglanz sein. Weiß schimmert die ruhige Fläche des Sees. Das gleißende Licht des Sommertags entlockt sogar der altergrauen Fischerhütte einige lichte, warme Töne, Ruhe und Frieden atmet alles. Glücklich die Menschen, welche so ihr Leben hinbringen und auch bei dem bescheidensten Einkommen zufrieden sind. Es ist wohl nicht viel, aber sie haben ihr Auskommen. Es ist auch wohl recht einträglich, so ein Fischerleben, aber das unruhige Getriebe der Stadt, ist das so viel begehrenswerter? Wie sagt doch der weise Sirach: Armut und Reichtum gib mir nicht. Laß mich aber mein bescheiden Teil Speise dahinnehmen!

Allerlei

Komment. Junger Fuchs (zaghast): „Darf ich dir vielleicht eine Zigarre anbieten?“ — Fuchs: „Vor allen Dingen hast du dir alle dum- men, überflüssigen Fragen abzugewöhnen! — Selbstverständlich darfst du!“
Gebildet genug, um zu wählen. In Italien, wo ja die Volksschul- bildung viel zu wünschen übrig läßt, ist zwar das allgemeine Wahlrecht ein- geführt, jedoch mit der Beschränkung, daß jeder, der es ausüben will, nach- weislich des Lesens und Schreibens kundig sein muß. Nun traf es sich, daß König Humbert von Italien in Rom ein Grundstück erworben hatte, mit dessen Besitz die Gerechtigkeit verbunden war, das Wahlrecht auszuüben, nicht nur das aktive, sondern auch das passive. Eine ausnahmsweise er- leuchtete Schreibertafel, der unter anderem auch die Ausfertigung der amtlichen Wählerlisten oblag, beobachtete jeden Buchstaben des Gesetzes bis zum Punkt überm i, und da der erforderliche Bildungsnachweis von dem neuen Käufer nicht freiwillig erbracht wurde, so schickte er dem Staats- oberhaupt von Italien den dafür gebräuchlichen Fragebogen zu, ob er denn auch schreiben und lesen könne, wie es das italienische Wahlgesetz für jeden Wähler vorschreibt. Der König lachte unbändig, als ihm das merkwürdige Schriftstück vorgelegt wurde, ließ aber durch seinen Sekretär die Frage ernsthaft bejahen. — Ein hochangesehener Rechtsgelehrter er- hielt denselben Fragebogen zugesandt. Er gab voll ingrimmigen Spottes darauf die eigenhändige schriftliche Erklärung ab: „Ich bescheinige hiermit, daß ich gänzlich ungebildet bin, denn ich kann oftmals nicht einmal das lesen, was ich selber geschrieben habe. Vincenzo Franzì, Doktor der Rechte.“ C.D.
Elefanten als Staatsknechte Englands. Nicht nur Menschen und Vögel bringt England unter seine Botmäßigkeit, sondern auch sogar Ele-

fant. Daher spricht Professor Friedrich Römer in seinem Werke aus „Nord und Süd“ auch von englischen Staatsknechten. Um diese zu erhalten, veranlaßt es von Zeit zu Zeit in Indien ein Elefantentreiben. Dadurch wird das ganze Land mehrere Wochen hindurch in Aufregung versetzt; denn es werden dazu die Einwohner ganzer Provinzen aufgerufen. Das Treiben beginnt viele Meilen weit im Kreise. Durch Geschrei und Flintenschüsse werden die Elefanten nach dem Kraal oder Fangplatz geschickt. Dieser Kraal ist eine morgengroße Pflanzung im Kaktus- und Bambuswald, um- geben mit dornigem Gestrüpp, tiefen unzählbaren Schlingpflanzen. Rundherum befinden sich Tribünen für die Zuschauer. Wochenlang wartet man hier Tag und Nacht auf die Elefanten, die von den Treibern mit Hilfe zahlreicher Elefanten eingetrieben werden. Dies erfolgt unter großem Ge- schrei und Getöse. Jäger versperren nach dem Eintreiben der Elefanten in den Kraal die Eingänge. Durch Fuchsscheit und mächtige Feuer, die plötzlich entfacht, werden die Elefanten am Widerstand verhindert. Zudem gehen die zahmen Elefanten, die Ohren schüttelnd und den Rüssel schwingend, um die Herde herum und halten sie durch Schläge und Püffe in Ordnung. Die Jäger legen Schlingen, in welche die Elefanten hineintreten. So werden sie gefangen und gefesselt. Nachdem man so viel Elefanten hat, als ge- braucht werden, schießt man die andern nieder oder läßt sie entfliehen. Die gefesselten werden ungefähr 14 Tage bei knapper Nahrung gehalten, um sie gefügig zu machen. Nach dieser Zeit können sie zwischen den zahmen Elefanten umhergehen. Diese lernen sie unter Schlägen und Püffen zur Arbeit an. Nach Verlauf weniger Monate arbeiten sie ruhig und geschickt in den Arsenalen und Holzniederlagen als Lastträger.

Gemeinnütziges

Krankheitsregende Hitze entwickeln sich leicht in feuchtem Gestü- dung, trockener Dünge zieht das Ungeziefer an. Also säubere man beson- ders in der warmen Jahreszeit die Geflügelställe so oft wie möglich vom Mist.

Junge Erbsen können auch kalt serviert werden. Man kocht sie in wenig, leicht gesalzenem Wasser ab, gebe sie auf ein Sieb und beträufele sie mit Zitronensaft. Diese so zubereiteten Erbsen sind eine angenehme Zugabe für kaltes Roastbeef.

Zu Samenfrüchten wählt der Gemüsegärtner die erst angelegten Früchte; diese reifen am vollkommensten und liefern die beste, schwerste und gleichartigste Nachzucht. Besonders bei den Gurken und Melonen ist dem Beachtung zu schenken.

Um Schmutz aus Stoffen zu entfernen, besonders aus Tischwäsche, spanne man die besetzten Stellen über die Öffnung eines Topfes; darauf gieße man kochendes Wasser und der Fleck wird verschwinden. Ein zweites Verfahren: Man wasche die alle und jeder Art mit dem Wasser, das man beim Kochen von Salzkartoffeln gewinnt. Beide Mittel sind gut erprobt. H.D.

Gegen rheumatische Schmerzen wird eine aus 90 Gramm Ameisenspiritus, 2 Gramm Rosmarinöl und 1 Gramm Wintergrünöl bestehende Mischung mit be- stem Erfolge in Anwendung gebracht. Man nimmt eine Portion dieser Flüssigkeit auf die Hand und ver- reibt sie auf der schmerzenden Stelle.

Sellerie Salat ohne Ei. Zwei Sellerieknollen wer- den geschält und in dünne, runde Scheiben geschnitten. Man gibt sie in einen Topf, bedeckt sie mit halb Essig, halb Wasser, füllt eine Prise Salz und zwei Eßlöffel Zucker bei und läßt die Sellerie langsam weich kochen. Essig und Wasser müssen ziemlich eingekocht sein. Nach dem Erkalten gibt man eine fein gehackte Zwiebel und nach Belieben etwas Pfeffer daran. Frau B.

Auflösung.



Anagramm.

Gott auf dem Turme liest ich,
An vielen Kleidern trägt du mich.
Bist nur ein Laut von mir gelant,
Denn ich dein edelstes Organ.
Julius Fald.

Logogriph.

Am Haschen ist's mit F gekleidet,
deshalb ist es, wenn es G erhält;
und wird es mit dem H genannt,
dann liegt es an der Saale Strand.
Julius Fald.

Zücht-Rästel.



In vorstehender Figur sind die Buchstaben so umzu- schalten, daß sich folgende Städte- namen ergeben: 1. In der senkrechten Reihe: 1. Stadt in Irland. 2. Stadt in Eng- land. 3. Wägerei. 4. Stadt in Norddeutschland. 5. Stadt in Thüringen.
H. Schmalzried.

Bilderrästel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.